

Übersicht.

Friedhofskunst, Kriegergrab, Heldenhaine.

Der zweite Frühling im Völkerring streut seine Blumen auf tausend Heldengräber in Ost und West. Überall sind liebe Hände an der Arbeit, die Ruhestätte tapferer Kämpfer mit dem schönsten Lenzeschmuck zu umsäumen. Schon hat ja jeder der Gefallenen, dessen irdische Reste man bergen konnte, sein Kreuzlein oder seinen Grabstein. Und nicht planlos, kunstfremd ist man bei dem letzten Liebesdienst zu Werke gegangen; nein, die besten Künstler unter den Truppen und daheim haben gewetteifert, ein erhebendes Friedhofsbild zustande zu bringen, eines, das der großen Toten würdig ist.

Sie waren dabei in der glücklichen Lage, auf eine schlimme Erfahrung und eine gesunde Gegenbewegung zurückblicken zu können. Etwa mit den siebziger Jahren, teilweise schon früher, hatte ein trauriger Niedergang der deutschen Friedhofskunst eingesetzt; die Fabrikware nahm überhand, das Prozedentum hatte das Wort. Es ist die Zeit der ausländischen Steinarten, des blank geschliffenen Syenits, des glatten, grellen Marmors, die Zeit der trostlos eintönigen, mit Steinen übersäten Leichenfelder. Es schien, als ob der Sinn für das Schlichte, Gemütvolle, wahrhaft Schöne erstorben wäre. Aber es schien nur so. Der Anfang des neuen Jahrhunderts führte eine Bewegung empor, die planmäßig und großzügig eine Neugestaltung unserer Friedhofsverhältnisse anstrebt. Ein Abbild und Maßstab dieser Bewegung sind die zahlreichen Bücher über Friedhofs- und Grabmalkunst, über die hier eine kurze Übersicht gegeben werden soll.

Der erste, der ein vielbewundertes Beispiel neuer Friedhofsgestaltung vor die Augen des deutschen Volkes hinstellte, war der Hamburger Friedhofsdirektor W. Cordes. In dem Zentralfriedhof von Hamburg-Ohlsdorf schuf er eine Riesenanlage von ganz neuem Charakter, die bald in einer Reihe deutscher Städte Nachahmung fand. Auf Grund der hier gemachten Erfahrungen konnte im Jahre 1904 Gartenarchitekt Hans Piehner sein Buch schreiben: „Landschaftliche Friedhöfe, ihre Anlage, Verwaltung und Unterhaltung“ (gr. 8° [110] Leipzig 1904, Carl Scholze. M 6.—). Der Verfasser weist zunächst auf die Vorzüge eines Zentralfriedhofes für großstädtische Gemeinden hin. Dieser ermöglicht eine einheitliche, praktischere und wohlfeilere Handhabung aller Einrichtungen und Bestimmungen. Er gestattet die Durchführung der heutzutage unbedingt notwendigen Maßregel, daß alle Leichen wenige Stunden nach dem Ableben aus den Wohnungen entfernt und nach den Leichenhallen verbracht werden, von wo aus die Beerdigung stattfindet. Demgegenüber steht freilich der Nachteil der großen Entfernungen.

Um der späteren Entwicklung der Stadt nicht hinderlich zu sein, ist man genötigt, die Friedhofsanlagen möglichst weit in die Umgebung der Stadt hinauszuschieben. So ist z. B. der Hamburger Zentralfriedhof etwa 12 km von der Stadt entfernt.

Ist der Ort festgelegt, so lautet die Hauptfrage: regelmäßige („geometrische“) oder landschaftliche Anlage? Bei der ersten Art durchzieht man das Friedhofsgelände mit geraden Straßen, die sich im rechten Winkel schneiden, und schafft so quadratische oder rechteckige Felder. Längs der Wege ziehen sich die Erb- und Familienbegräbnisse hin, während die Mitte der Felder von den dicht beisammen liegenden Gräbern der Armen eingenommen wird. Diese Anlage hat den Vorteil der Übersichtlichkeit und großer Ausnutzung des Gräberfeldes; aber dem Gemüte und dem künstlerischen Sinn bietet sie wenig oder nichts. „Es muß ausgesprochen werden, daß diese Art der Anlage mit ihrer nüchtern schematischen Einteilung ästhetisch höchst unbefriedigend wirkt, da sich das Gräberfeld dem Auge des Beschauers als eine eng zusammengedrängte Anhäufung von zum Teil recht fragwürdigen Grabdenkmälern darstellt. Selbst die wenigen guten unter ihnen werden erdrückt von der Masse der zementenen und steinernen Geschmacklosigkeit um sie herum und entbehren des grünen Rahmens der Pflanzung, der sie heraushebt aus der Menge und erst wirklich zur Geltung kommen läßt. Dem Gefühl aber vermag ein derart trostloses, von Kreuzen starrendes Gräberfeld nichts zu geben“ (S. 11 f.).

Solche Erwägungen bewogen schon vor Jahrzehnten manchen Friedhofarchitekten, unter Beibehaltung der regelmäßigen Anlage das landschaftliche Motiv in den Friedhof hineinzutragen. Man verzichtete darauf, die Fläche lediglich zur Aufnahme von Gräbern dienen zu lassen; man streute Gehölzmassen über den Friedhof aus und umhüllte das Ganze und seine Teile mit freundlichem Grün. Man legte Ruheplätze an mit Brunnen und Kapellen, schuf stille, abgeschlossene Plätze und Nischen und erreichte durch das Zusammenwirken von Architektur und Gartenkunst ein wirkungsvolles Ganzes. Das schönste Beispiel dieser Art ist der Friedhof von Köln-Melaten, angelegt 1810 auf Forderung der französischen Regierung. „Er ist ausgezeichnet durch alte, prächtige Alleen und zahlreiche schöne Denkmäler; besonders in den alten Teilen, wo Neubestattungen seit langem nicht erfolgten, imponiert der . . . kräftige und malerische Baumwuchs. Die große Hauptallee erinnert mich mit ihren Grabmälern unwillkürlich etwas an die Via Appia. Ein interessantes Urteil besagt unter anderem über ihn: Der erste Eindruck ist also ausgezeichnet. Ist man jedoch längere Zeit auf dem Friedhof tätig, so kommen einem je länger desto mehr die Mängel, die dem regelmäßigen Stil anhaften, zum Bewußtsein. Da, wo es nicht möglich ist, eine gewisse Großartigkeit und Pracht zu entwickeln, versagt er vollständig. Die gleichmäßigen geraden Baumreihen wirken höchst einförmig und ermüdend. Die Wege liegen entweder im dumpfen Schatten oder in greller Sonne. Die leichte Orientierung, die man erwarten sollte, ist keineswegs vorhanden. Es ist vielmehr ohne genaue Kenntnis, wenn man nicht die Wege systematisch abzählt, sehr schwer, ein früher besuchtes Feld wiederzufinden, weil die Ähnlichkeit der einzelnen zu groß ist [Beih.]“ (S. 66 ff.).

Will man diesen Mängeln begegnen, so muß die regelmäÙige Anlage überhaupt fallen; an ihre Stelle tritt der „landschaftliche Friedhof“. Das Musterbild einer solchen Anlage beschreibt R. Kühner in seinem noch zu besprechenden Buche „Mehr Sinn für die Stätten unserer Toten“ also: „Was wir hier sinnend durchwandern, ist nicht ein Gräberfeld, in welchem man beerdigt, so gut es eben geht, sondern es ist eine wirkliche Wohnstätte und eine Gartenstadt der Toten. Das Riesensfeld ist durchzogen von Flußläufen und schönen Alleen in meist leicht geschwungenen Linien; dazu kommt eine Menge kleiner lauschiger Wege und Fußpfade; hier eine schöne Tannengruppe, dort ein kleiner Eichenwald, dort wieder Eschen und Birken und zwischendrein eine Rosenanlage, dort wieder ein Teich, um den sich saftig frische Rasen, mit einer einzigen Blumenart sinnig geschmückt, herumlegen, bald geht's über Brücken oder auf breiten Wegen zu Terrassen, bald zu Erhebungen mit schöner Aussicht. Und in dieser Gliederung von Wald und Rasen, womöglich in heimeliger Unregelmäßigkeit in Baumgruppen und Büsche verstreut, bald direkt an den Wegen, bald mehr verborgen im Dickicht, sind die Gräber aufgenommen, bei aller Verschiedenheit im einzelnen möglichst zu je einer Gruppe vereinigt. . . Über die ganze Fläche glücklich verteilt und auch in ihrer Architektur recht wirksam sind sieben, meist wohlausgestattete Kapellen, und in der Mitte ragt unter freiem Himmel ein hohes Christusbild wie eine Verkörperung der Todesverkürung und Ewigkeitshoffnung. Dieser Friedhof ist eine Stätte, in der auch die, welche nicht um Tote trauern, gern weilen, zu der am Sonntagnachmittag und Feiertag Menschen aus allen Ständen hinausziehen, um sich zu erquicken. . . Welch veredelnde und erzieherische Macht kann von einer solchen Stätte ausgehen auf unser Volk! Welch eine hohe soziale Bedeutung, abgesehen von vielem andern, hat eine solche Anlage für eine großstädtische Bevölkerung!“ (S. 10—11.)

Ähnliche Gedanken entwickelt Prof. E. Högg in einer kleinen Schrift „Park und Friedhof“ (8° [12 S. und 12 Tafeln] München 1911, Callwey. 75 Pf.). Auch er leidet der Sehnsucht des Stadtmenschen nach Luft und Licht Worte, er spricht vom Notschrei einer erstickenden Bevölkerung, wobei er allerdings in erster Linie Berliner Verhältnisse vor Augen hat. Und auch er glaubt, daß der Friedhof in seiner neuen, landschaftlichen Gestaltung mißbrauchen sei, diesen Übelständen abzuwehren.

Kein Zweifel: rein als Park betrachtet, ist die Schöpfung des Hamburger Gartenarchitekten ein Meisterwerk. Darüber sind alle Stimmen einig. Ob aber auch als Friedhof, als „Gottesacker“? Dagegen erheben sich gewichtige Stimmen, nicht bloß kirchlicher, sondern auch künstlerischer Kreise. Baurat Dr. Hans Grässel, eine Autorität ersten Ranges, hat sie ausgesprochen in der Dürerbund-Flugschrift „Über Friedhofsanlagen und Grabdenkmale“ (8° [16 S. und 16 Tafeln] München 1913, Callwey. M 1.—). Er sagt: „Es ist nicht natürlich, den Hauptzweck eines Friedhofes nur so nebenher zu verfolgen. Es wird ein solcher Friedhof nie ästhetisch schön sein können, da Zweck und Erscheinungsform nicht übereinstimmen. Das Gesamtbild und die Schönheit

eines Friedhofes müssen mit den Mitteln des Friedhofes selbst, durch entsprechende Anordnung der Gräber und ihrer Umgebung, und durch die Grabdenkmale, nicht durch fremde, mit der Idee des Friedhofes nicht in Einklang stehende, mehr äußerliche Effekte geschaffen werden, wie es beispielsweise Rosarien, Teiche und Brücken sind. . . . Versteht man unter parkartigem Friedhof aber eine möglichst weitgehende, zusammenhängende Anpflanzung zwischen den einzelnen Grabfeldern, so ist nichts gegen einen solchen Friedhof einzuwenden" (S. 7—8).

Noch energischer spricht im gleichen Sinne Prof. Dr. Ludwig Baur in seinem Büchlein „Friedhofsanlage und Friedhofskunst“ (H. 8° [76] M.-Gladbach 1914, Volksvereins-Verlag. Geb. 80 Pf): „Der Parkfriedhof ist kein Friedhof mehr. Er verwischt den eigentlichen Zweck des Gottesackers; das religiöse Moment tritt überhaupt völlig zurück. Das ist keine Gebetsstätte, kein Locus sacer, kein ernstster Ruheplatz der Toten mehr, sondern ein Erholungspark für die Großstädter. Der Hauptzweck des Friedhofes wird hier zur Nebensache. Zweck und Erscheinungsform stimmen nicht mehr überein. . . . Abzulehnen ist auch die dabei stark hereinspielende Tendenz, ja nicht ans Sterben und an die Ewigkeit und das Gericht erinnert zu werden: ein feiges Ausweichen vor dem unbequemen Todesgedanken“ (S. 28 f.).

Die glückliche Verbindung von landschaftlicher Stimmung mit dem vollen Ernst des christlichen Gottesackers bot Baurat Hans Gräffl in seinem vorbildlichen Münchener Waldfriedhof. Etwa 2,5 km von der jetzigen äußeren Baugrenze der Stadt entfernt, dient er als einer der vier Bezirksfriedhöfe einer Bevölkerung von etwa 150 000 Einwohnern. Unter immergrünen ernsten Fichten und Tannen sind die Grabmäler gebettet. Die unentgeltlichen Reihengräber der Armen sind nicht versteckt angelegt, sondern auf Waldböden und in Lichtungen einheitlich durchgebildet. Das Bedrückende eines großen Gräberfeldes ist vermieden teils durch die Vorschrift, daß alle Grabmale eine bestimmte, niedrig bemessene Höhe nicht überschreiten dürfen, teils durch die Einteilung der Felder in kleine, umhegte Gärten. Es ist ein ungemein friedlicher, ernstster und doch freundlicher Anblick, diese Friedhöfe im kleinen mit ihren gleichartigen, schlichten Holz- oder Eisenkreuzen. Dazu kommt die Stille und der Ernst des immergrünen Nadelwaldes. Man ist dort wirklich allein bei seinen Toten. Und bei aller Schönheit der landschaftlichen Anlage verläßt einen an keinem Punkte des weiten Gebietes das Bewußtsein, daß man sich auf einem Friedhof befindet.

Wir haben bisher nur von der Großstadt gesprochen. Es ist begreiflich, daß die neuen Gedanken und Bestrebungen auch aufs Land hinaus drangen und dort den Wunsch nach ähnlichen Schöpfungen weckten. Freilich geht es nicht an, einen großstädtischen Friedhof ohne weiteres im kleinen nachzumachen. Man kann sogar fragen, ob denn der Dorffriedhof überhaupt einer Umgestaltung bedürfe. Ist nicht gerade der hochgelegene Kirchhof mit der weißen Mauer, wo die altersgrauen Kreuze sich noch um das Kirchlein drängen, ein wunderbares Stück alter Poesie? Freilich, und ihn nachzubilden ist ja das Ziel der kleinen Friedhofsgärten in modernen Großstadtanlagen. Aber auch in manchen Dorffriedhof war die alles verflachende Mode der Großstadt gedrungen. Der Raum

ums Kirchlein wurde zu eng; draußen auf dem Felde entstand ein neues Gräberfeld, regelrecht und nüchtern. Oder wenn der Gottesacker an seiner alten Stelle verblieb, so lag er nicht selten verwahrlost da; seine Flächen mußten als Gras- und Weideplätze oder gar als Rübenäcker dienen. Neue Liebe und neues Verständnis will da ein praktisch geschriebenes Büchlein von H. Hüttenrauch wecken: „Der ländliche Friedhof. Seine Anlage, Pflege und Verwaltung“ (8° [144] Leipzig 1906, G. Strübing. Geb. M 3.50). Mit dem Blick eines erfahrenen Kenners hält der Verfasser Umschau über die guten Neuerungen, die die letzten Jahrzehnte gebracht, und stellt dann die Frage, was davon für den ländlichen Friedhof passe. Eine Nachahmung parkartiger Anlagen nach dem Muster von Hamburg-Ohlstedorf lehnt er ab. „Denn solche Anlage kostet Geld und verlangt sachgemäße Pflege, also auch geschultes Pflegepersonal, dessen Beschaffung wieder mit Kosten verknüpft ist. Dann aber paßt dieses Kind städtischer Bedürfnisse gar nicht hinein in ländliche Verhältnisse. Der Dorfbewohner ist gar nicht so zart besaitet, daß ihm der Anblick eines Grabes Grauen erregte. Ihm ist der Tod eine Naturnotwendigkeit, die ihm nur dann beweinenenswert erscheint, wenn ihr ein jugendliches Menschenkind zum Opfer fällt oder wenn ihr äußere Not auf dem Fuße folgt. . . . Weiter ist auf dem Lande das Verlangen nach freien Plätzen und nach schön bepflanzten Parks gar nicht oder nicht so brennend vorhanden wie in der Stadt. Wann geht denn ein Dorfbewohner spazieren? Der ist so viel im Freien, daß er in seinen Erholungsstunden lieber die Stube sucht“ (S. 18 f.). Zudem befürchtet der Verfasser, daß ein lauschiger Park mit Sitzplätzen nur ein willkommenes Spielplatz der Dorfjugend und ein Stelldichlein der ledigen Burschen und Mädchen sein würde. Trotzdem will Hüttenrauch auch von der landschaftlichen Anlage das Schöne und Herzerfreuende auf den Dorffriedhof herübernehmen. Sein Gedanke ist „nicht ein landschaftlich reizvoller Park, sondern ein gefälliger Garten, der, wenn seine Größe es erlaubt, auch einen parkartig gehaltenen Teil aufweisen darf. Bei solcher Anlage bliebe die alte Regelmäßigkeit der Einteilung, also auch die Übersichtlichkeit. Das Starre und Nüchterne aber schwände, bedeckt und umkleidet von dem gärtnerischen Schmuck“ (S. 20). Gerade diesem Schmuck ist der Hauptteil des Buches gewidmet; die eingehenden Vorschriften und Bepflanzungstabellen enthalten wertvolle Winke für jeden Friedhofsgärtner. Eine reichhaltige Sammlung passender Grabinschriften schließt sich an.

Wenden sich die bisher erwähnten Schriften vor allem an Behörden, Pfarrer, Kirchenvorstände, so wollen andere ein liebevolles Verständnis für die Stätten unserer Toten in den breiteren Schichten des Volkes wecken. An erster Stelle ist ein sinniges Buch von Chr. Otto Verz-Schilling zu nennen: „Völkertümliche Grabmal Kunst und Friedhofsgestaltung“ („Vom Garten ein Strauß“, Bd. I. 4° [50 S. u. 36 Tafeln] Stuttgart 1911, Wlth. Meyer-Ischen. M 4.—)¹. Dichterisch schön ist seine Beschreibung des „alten Kirchhofs“: „Die

¹ Der Verfasser, ein Stuttgarter Gartenarchitekt, zog bei Beginn des Krieges als Freiwilliger mit ins Feld und legte in seinen Mußestunden einen der schönsten

Blumen blühen im stillen Kirchhof, der ist an das Kirchlein geschmiegt. Von des Dorfmeisters Handwerkskunst sind in schlichter Form liebevolle heimatlische Grabformengefügt. Einfache Holzkreuze stehen beisammen, je nach Volksart und Stammesüberlieferung; mit gewölbtem Giebelbogen und typischer Rundverdachung, abgewalmt, mit altreligiösen und heimatlischen Symbolen schlicht geschnitten und bunt bemalt. Oder es sind wuchtige Grabplatten oder schmiedeeiserne Formen. Echter Heimatsinn spricht aus ihnen, und ganz verschieden sind die des Nordens vom süddeutschen Kirchgärtlein. — Ein Gärtlein aber ist es! Wo alte, traute Bekannte blühen. Rosen ranken sich an alten Tannen empor über Kreuz und Stein und lugen über die Mauer, daran die Randgräber breit sich lehnen und Efeu spinnt. Rosmarin und Salbei erstehen dort, wie im Bauerngärtchen. Vergißmeinnicht, Goldlack und manch andere Volksblume erzählen dort von stillem Gedenken und liebevoller Pflege. . . .“

„Früher erzählte der Grabstein seine ‚Geschichte‘. Trozig stand er, wie die Alten. Jedem, dem Stein und vor ihm dem Menschen, drückte der Beruf sein Antlitz auf. Der des Müllers sah anders aus wie der des Schmiedes, und ganz in Blumen war des Gärtners letztes Schild gemalt. Die Gilde war noch hier zum letztenmal betont, und wenn auch heute die Inschriften im Sinne der Marterl zu weit führen würden, so können wir doch ein gut Stück dieser intimen Kleinchronik ruhig weiter erzählend spinnen. . . .“ (S. 13).

Berz-Schilling legt ein gutes Wort ein für das Kreuz aus Holz. „Kulturgeschichtlich ist es schon falsch, das Kreuz aus Stein gestalten zu wollen. Es will die Form das Holz. Neben dem künstlerischen Einwand sagt uns auch die Technik, daß es ein Widersinn sei, die freitragenden Kreuzbalken aus Stein weit ausladend formen zu wollen. Moderner Werkkunst widerspricht es, gegen das Material zu gestalten, und der Steincharakter will solche Formen nicht. . . . Der völlig undeutsche und kalte Marmor aber erträgt diese Bauart ganz und gar nicht“ (S. 10 f.).

Und wie soll der Friedhof als Ganzes gestaltet sein? Nicht große Gräberfelder, die man angstvoll dem Auge entzieht, sondern kleine, durch Pflanzung abgeschlossene Gärtchen, wie sie der Münchener Waldfriedhof zeigt. „Wie ruhig wirkt ein solches Gärtlein von Reihengräbern mitten im großen Friedhofsbild! Einheitlich ist der Gesamtcharakter der Formen, übersichtlich und klar. Dabei welche Fülle der Gestalten und welcher Reiz in der feinen Verschiedenheit der einzelnen Grabstellen. . . . Vom Wege aus liegt Grab an Grab im grünen Rasen, die Koppenden an die Hecke gelehnt. . . .“ (S. 23).

So gibt Berz-Schillings Friedhofsbuch Genuß und Belehrung zugleich. Eine Reihe von Pflanzenlisten erhöht seine praktische Brauchbarkeit, und 36 Bildertafeln bieten Vorbilder für Grabdenkmäler aus alter und neuer Zeit.

Waldfriedhöfe in den Argonnen an. Als das Werk fertig war, winkte er einen Mann herbei und sagte ihm: „Wert' dir's gut, die Erde dort gehört für mich; dort will ich liegen, wenn's mich trifft.“ Am 1. Juli 1915 traf's ihn. Nun ruht er an dem selbstgewählten Plätzchen.

An die Seite des Gartenarchitekten tritt Karl Kühner mit dem voluminös geschriebenen und prächtig ausgestatteten Buch „Mehr Sinn für die Stätten unserer Toten“ (4^o [96] Stuttgart o. J., R. Reutel. M 3.50). Nach einer Übersicht über die Entwicklung der Friedhofskunst stellt er die Vorzüge und Nachteile der regelmäßigen und der landschaftlichen Anlage gegeneinander, bietet eine kurze Geschichte der Grabmalakunst und macht praktische Vorschläge für Material, Form, Inschrift und Schmuck der Grabdenkmale. Durch die ganze Darstellung geht ein fromm-gläubiger, christlicher Zug, der sich mit einem besonnenen, abgeklärten Urtheil und einer warmen, gehobenen Sprache vereint. Bei Erörterung der Frage nach dem Ort der Friedhofsanlage sagt er schön und wahr: „Die Griechen und Römer haben ihre Toten außerhalb der Tore bestattet im Gefühl der Unreinheit alles dessen, was mit dem Tod zusammenhängt. Die mittelalterlichen Christen sind frei geworden von dem Bann des Todes, jeder Gedanke an Unreinheit ist ihnen entschwunden. ‚Der Tod ist verschlungen in den Sieg.‘ Man hat die Toten jetzt vielmehr in direkte Verbindung mit den Heiligtümern gebracht; sie kommen in die Kirchen und in die Stätte um die Kirche her“ (S. 29 f.).

Gleich Herz-Schilling spricht sich Kühner für eine individuelle Gestaltung des Grabmals aus, für eine Form und einen Schmuck, der in bezug auf das Lebensalter, den Beruf, die Wirksamkeit des Verstorbenen etwas Besonderes zu sagen hat. „Man könnte z. B., um einmal bei den Pflanzenmotiven stehen zu bleiben, dem Kinde die Lilie oder das Röslein, dem Jüngling und der Jungfrau außer der Myrthe auch die Margarite und die Rosenknospe mitgeben, der Hausfrau und dem Hausvater, die in voller Kraft dahingeschieden sind, Rebstock und Olzweig (Ps. 133, 3), das Eichenlaub oder den Tannenzweig, die Aster oder die Sonnenblume, und den Hochbetagten den Palmbaum (Ps. 92, 3) oder die Mohnblume, die Stechpalme oder das Immergrün, die Chrysantheme oder die Christrose. . . . Die sinnbildlichen Zeichen des Wanderstabs, der Wandertasche, des Wanderers, welche man zur Zeit des Rationalismus schon gerne angewandt hat, scheinen wieder Eingang bei uns finden zu wollen. . . . Auch Herz, Anker und Kreuz haben ihre Zugkraft noch nicht verloren. Aber zur Urne mit und ohne Tuch, zum Genius mit der umgekehrten Fackel werden wir nicht mehr zurückkehren dürfen. Die nach unten gekehrte Fackel ist ebenso wie der zersplitterte Baumstamm oder die gebrochene Säule (Cippus) Ausdruck antiker Hoffnungslosigkeit. Die Urne hätte doch nur Sinn unter der Voraussetzung der Leichenverbrennung; und in diesem Fall wird sie ja nicht als Symbol, sondern als Gebrauchsgegenstand auf dem Friedhof angebracht“ (S. 47 f.).

Wenn der Verfasser zum Schluß einen Vergleich anstellt zwischen deutscher und romanischer Kunst, so sind wir deutsche Katholiken darin vollständig mit ihm einig, daß die Marmorpracht eines italienischen Camposanto nicht für unsern deutschen Friedhof paßt. Auch wir wollen von unserem Gottesacker verbannen die „trauernde, bildhübsche Witwe, die mit dem Spitzen-Taschentuch und der seidenen Robe am Grabe steht, um über den verlorenen Gatten vor der Welt zu

weinen“, die „Sterbezene in Marmor, wo der Hausvater pathetisch stirbt inmitten seiner Familie“, die „Bronzeplastik eines nackten Greises in der Pose des ‚sterbenden Kämpfers‘ und deren mehr“ (S. 78). Wir brauchen deshalb dem Italiener seine Sitte und seinen Geschmack nicht herabzusetzen. Jedem Volk seine Art und sein Recht. Unsere Aufgabe soll sein, deutsche Art und christliche Frömmigkeit in Kraft und Schlichtheit auszusprechen.

* * *

Die beste Friedhofsanlage wird um ihre Wirkung gebracht, wenn sich das einzelne Grabmal nicht dem Ganzen unterordnet und nicht auch selbst künstlerisch durchgebildet ist. Den Geschmack des Volkes nach dieser Richtung durch gute Vorbilder zu beeinflussen, ist das Ziel zahlreicher Sammlungen von Musterbeispielen.

Auf die Denkmäler der Vergangenheit greift D. Steilen zurück in seinem Werke „Historische Grabmalkunst im Unterwesergebiet und in den Landen Wursten und Hadeln“ (8° [68 S. und 64 Tafeln] Bremen 1914, H. M. Hauschild. M 4.—). Das Buch verdankt seine Entstehung mehrjähriger fleißiger Sammel-tätigkeit in einem örtlich eng begrenzten Gebiet. Ein reiches Stück Volks- und Heimatgeschichte liegt in diesen sauber ausgeführten Bildern, die uns Grabdenkmäler aus den Jahren 1588—1860 vor Augen führen. Wir sehen den kernsesten Bauer der niedersächsischen Geest und Marsch; wir lesen die treuherzig gehaltenen, ausführlichen Inschriften, worin manchmal ein ganzes Lebensschicksal erzählt wird. Wir finden da eigenartige, den Verstorbenen kennzeichnende Sinnbilder: das Schiff des Walfischjägers, die Mühle des Mühlbauers, die Ähren des Landmannes, die Hand mit dem Federkiel, die auf den Lehrer hindeutet. Oder es ist eine ganze christliche Heilsgeschichte, wie der Pilgersmann, der dem Lamm mit der Siegesfahne folgend den steilen Pfad zum himmlischen Jerusalem emporsteigt. Auch der Klassizismus kennt noch manches bedeutsame Symbol: den Schmetterling, der die Auferstehung darstellt; die Schlange, nach Art des Rings geformt und damit die Ewigkeit ohne Anfang und ohne Ende andeutend; ferner Lorbeer und Fackeln. Das Jahr 1830 bezeichnet das Ende dieser reichen Kunst.

Bedeutsam ist die Beobachtung des Verfassers, daß die alten Grabsteine farbig bemalt gewesen sind. Unsere Vorfahren sind ein farbenfreudiges Geschlecht gewesen, und es muß bedauert werden, daß eine falsche Auffassung von griechischer Technik uns in der Plastik fast ein Jahrhundert lang zu einer nüchternen Schwarzweißkunst geführt hat, die niemals volkstümlich sein wird.

Vom Weserstrand geht unser Weg zum Schwabenland. Bauinspektor Frid. Rimmeler zeigt uns die geschichtlich merkwürdigen Grabmäler der württembergischen Hauptstadt in seinem Buche „Aus dem Hoppenlauffriedhof in Stuttgart“ (4° [4 S. und 24 Tafeln] Stuttgart 1913, Strecker & Schröder. M 3.80). Inmitten der Großstadt liegt dieser Friedhof gleich einem vergessenen Garten aus guter alter Zeit. „Wie gegen Felsen einer einsamen Insel schlagen die Wogen

des Alltags gegen seine altersgrauen Mauern. Aber nur gedämpft, wie fernes Branden des Meeres, bringt das Geräusch der Straßen durch das Dickicht der Bäume und Sträucher ins Innere des Friedhofes" (S. 1). Der Hoppenlaufriedhof ist der älteste der noch bestehenden Friedhöfe Stuttgarts. Er stammt aus dem Jahre 1626 und wurde 1880 seiner Bestimmung als Begräbnisstätte entzogen. Die noch vorhandenen Denkmäler reichen bis in das Jahr 1654 zurück. Marmor ist glücklicherweise nur wenig vertreten. Alle Denkmale, die auf den 24 Tafeln in vornehmer Ausführung wiedergegeben sind, wirken durch ihre ruhigen, einfachen Formen. Mag es ein Wandgrab sein, wie bei dem Obristen von Scipio, oder eine Rundsäule, die ohne Basis aus dem Erdboden emporwächst (Eberhard von Wächter), oder die griechische Siede, wie im Grabmal Teichmann: in allen ist adelige Würde. Das Gepräge gibt diesem Friedhof neben seiner großen Geschichte der Schatten der alten, ehrwürdigen Bäume, die weishevoller Stille, das Verträumte des umhegten Totengartens. Hier bekommen die Toten Zungen und erzählen dem einsamen Besucher von alter, großer Zeit.

Vom Münchener Waldfriedhof ist schon oben die Rede gewesen. Die heilsam strengen Bestimmungen seines Schöpfers Gräffl haben hier eine einheitlich durchgeführte Grabmalkunst erstehen lassen, die es verdient, in Abbildungen weiten Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Architekt Ludwig F. Fuchs unterzog sich dieser Aufgabe in seinem Werke „Grabdenkmäler aus dem Münchener Waldfriedhof“ (gr. 8° [6 S. und 90 Tafeln] München 1914, Eduard Pöhl's Verlag. M 5.—). Die sorgfältig ausgeführten Tafeln, zum größten Teil nach eigenen Aufnahmen des Verfassers, geben ein anschauliches Bild von der Leistungsfähigkeit süddeutscher Kunst. Wahrhaft monumental in ihren wuchtigen, an romanische Motive anklingenden Formen ist die Hauptkreuzigungsgruppe vor dem Friedhofsgebäude, ein Werk Prof. G. Schreyögg's. Die Wegkapelle an der Fürstenriederstraße, von Baurat Gräffl entworfen, mutet uns an wie ein Stück Schwindscher Kunst. Schön und traulich sind die Bildstöckel und die als kleine Kapellen gestalteten Denkmäler; ein Meisterwerk ist die Grabkapelle mit der rührend-innigen Muttergottesstatue von Prof. Wadere. Wenn wir etwas bedauern möchten, so wäre es wohl dies, daß trotz der strengen Friedhofsbestimmungen einige — glücklicherweise wenige — Steindenkmale von allzu massigen Verhältnissen Aufnahme in den Waldfriedhof gefunden haben (z. B. Bild 12 13 17 55). Auch die vom Verfasser mit besonderer Liebe behandelten Urnenmale möchten wir gern missen (vgl. die Worte Kühners oben S. 143). Kein Zweifel, daß auch eine Urne künstlerisch gestaltet werden kann; aber auf einem christlichen Friedhof zwischen Kreuz und Muttergottesstatue wirkt sie störend. Die beste Lösung für das moderne Problem der Urnenaufstellung ist wohl ein von dem übrigen Friedhof gesonderter Urnenhain.

„Aus dem Skizzenbuche von Albert Schiller“ nennt sich der erste Band eines größeren Werkes „Grabmalkunst“ (gr. 8° [50 Zeichnungen auf Karton] Stuttgart 1914, Verlag für Volkskunst [R. Reuter]. In Mappe M 6.—). Der Verfasser, Professor an der Kgl. Kunstgewerbeschule in Stuttgart,

will im Anschluß an die Schrift von R. Kühner „Mehr Sinn für die Stätten unserer Toten“ dem praktischen Bedürfnis nach neuzeitlichen Grabmalentwürfen entgegenkommen. Es ist ein rechter Genuß, diese 50 prächtigen Blätter eins nach dem andern zur Hand zu nehmen. Alle sind sie ausgezeichnet durch eine edle Ruhe und Vornehmheit. Nichts Markttschreierisches, nichts, was nur blenden und imponieren will. Eine reiche Phantasie, die mit geringen Mitteln immer neue Wirkungen schafft, steht dem Künstler zu Gebote. Abgeklärte Formschönheit eint sich mit deutschem Gemüt und christlichem Glaubensgeist. Besonders schön ist die Art, wie in den Blättern 4 7 12 die Kreuzform aus der Stein- tafel gleichsam herauswächst. Das Motiv der brennenden Lampe in altchristlicher Form ist in mehreren Beispielen mit Glück verwandt. Schade, daß die Sammlung sich nur mit Steinmalen besaßt! Hoffentlich schenkt uns der Künstler bald die angekündigte zweite Folge mit Entwürfen zu Grabkreuzen aus Schmiedeeisen.

Aus einem Wettbewerb Frankfurter Künstler vom Jahre 1909 ging eine Sammlung von Karl Wilde hervor: „Grabmalakunst. Eine Sammlung vorbildlicher Entwürfe für Reihengräber“ (gr. 8° [24 S. und 32 Tafeln mit 67 Abbildungen] Frankfurt a. M. 1910, F. B. Aufferth. Geb. M 1.75). Wiederbelebung schlächter, vollstämmlicher Friedhofskunst war das Ziel. Das Holzkreuz mit Giebel- oder Runddach, das schmiedeeiserne Kreuz in kunstreicher Behandlung, die Steinplatte mit herausgearbeiteter Kreuzform sind die am meisten wiederkehrenden Formen. Sehr anmutig und sinnig sind die Kindergräber ausgeführt. Alle in dem Buche wiedergegebenen Entwürfe wurden zu einer Musterausstellung auf dem Frankfurter Hauptfriedhof vereinigt. Ein mäßiger Herstellungspreis sollte es auch dem Minderbemittelten ermöglichen, die Grabstätte lieber Angehöriger in Verbindung mit passendem Blumenschmuck künstlerisch auszugestalten.

Mitten im Kriege bietet die Rheinische Bauberatungsstelle in Düsseldorf ein durch reiches Bildmaterial ausgezeichnetes Werk „Friedhofskunst“ (gr. 4° [92 S. mit Abbildungen] Berlin 1916, Ernst Wasmuth A. G. Kart. M 12.—). Das Buch dankt sein Entstehen einer Wanderausstellung. Den 61 Tafeln in großem Format ist ein Geleitwort von Geh. Baurat F. C. Heimann und eine ausführliche wegweisende Besprechung der Vorlagen beigegeben. Das Bildmaterial gliedert sich in neun Gruppen: Alte und neue Friedhofsanlagen, das Friedhofportal, Friedhofskapellen, das Hochkreuz und die Stationen, das einfache Grabmal in alten und neuen Beispielen, reichere Grabmäler, endlich Ehrenfriedhöfe, Grabsteine für gefallene Krieger, Kriegergedenkeichen. Die guten alten Vorbilder besonders des Rheinlandes, aber auch aus Franken, Sachsen, Schlesien, dem Schwarzwald sind mit Recht herangezogen worden, auch manches wenig beachtete Stück dörflicher Kunst. Dem Portalbau wurde besondere Beachtung geschenkt. Stimmungsvolle Bildstöcke und kunstvoll geschmiedete Eisenkreuze verdienen hervorgehoben zu werden. Die Gegenüberstellung der Ehrenfriedhöfe von Rheidt und Duisburg offenbart den Vorzug der Holzkreuze vor den Grabsteinen.

*

*

*

— 34

Der Ausbruch des Weltkrieges stellte auch die Künstler vor neue Aufgaben, und allenthalben hat man sich beeilt, zu ihrer Lösung beizutragen. Fast unabsehbar ist die Reihe der Vorschläge, Anregungen, Entwürfe, Preisausgeschrieben, die seit anderthalb Jahren der Öffentlichkeit dargeboten werden. Wohl die beste zusammenfassende Darstellung gab Prof. Emil Högg in „Kriegergrab und Kriegerdenkmal“ (4° [59 S. mit 85 Abbildungen] Wittenberg 1915, A. Ziemsen. M 2.40). Der Verfasser, der sich seit Jahren mit der Friedhofskunst beschäftigte und schon vor Beginn des Krieges die Herausgabe eines Friedhofsbuches plante, behandelt in sechs Abschnitten das Einzelgrab auf dem Schlachtfelde, das Sammelgrab, den Kriegerfriedhof, das Kriegergrab in der Heimat, die Krieger-Gedächtnisstätte und endlich das Krieger- und Schlachtendenkmal. Den Typ des deutschen Soldatengrabes erblickt er im schlichten Kreuz von Eichenholz, „mit schützenden Stoffen getränkt, zünftig gefugt und tüchtig ins Erdreich eingerammt, ein überaus dauerhaftes Gebilde, dem Wind und Wetter und böswillige Menschen nicht viel anhaben können, und das, wie unsere alten Dorffriedhöfe lehren, noch nach Jahrhunderten steht, wenn die Steine ringsum längst zerfallen sind“ (S. 13). Ein Sammel- oder Massengrab wird natürlich ein monumentaleres Denkmal erheischen. Vorbildlich ist das schöne Wandgrab auf dem Walpurgisfriedhof bei Bittich, ein Werk des Oberleutnants Stadtbaurat Holz aus Ulm. Weniger will uns eine Denkmalsform gefallen, die an Böcklins „Heiligtum des Herakles“ anknüpft. Es liegt etwas Beengendes, die Seele Niederdrückendes in diesem düstern, von hoher Ringmauer umgebenen Hain. Wie ganz anders freundlich und Trost spendend schauen den Wanderer die Bildstöcke und Wegkapellen an, für die auch Högg ein warmes Wort einlegt. „Grabhügel vergehen und verwachsen mit der Natur, Steinmale werden nur zu bald wie etwas Fremdes kalt und verlassen dastehen. Bildstock und Wegkapelle fügen sich organisch in die Landschaft, als ein Stück von ihr und dem Volksbewußtsein vertraut. Und es ist ein schöner Gedanke, daß noch nach langen Jahren, wenn die Schrecken des Krieges längst vergessen sind, der Wanderer hier stille stehen und ein Gebet für Freund und Feind sprechen wird“ (S. 25).

Zur Kunst der alten Hellenen wendet sich ein angesehener Fachmann, Prof. Franz Studniczka, in seinem an dem vaterländischen Abend des Schillervereins in Leipzig gehaltenen Vortrag „Die griechische Kunst an Kriegergräbern“ (gr. 8° [32 S. mit 10 Abbildungen im Text und 24 Tafeln] Leipzig-Berlin 1915, Teubner. Geh. M 2.—). Durch gutes Bildermaterial unterstützt zeigt er die Entwicklung des griechischen Soldatengrabes: die Kriegerdarstellungen auf mykenischen Vasen, die Dipylongefäße der geometrischen Kunstperiode, die Tonfärge aus Klazomenä und vor allem die Kriegergrabsteine des 6. bis 4. Jahrhunderts. Einzelne dieser Darstellungen in ihrer vornehmen Gehaltenheit und ihrem starken inneren Leben sind auch für die Kunst von heute noch vorbildlich. So der ergreifende Abschied eines härtigen Kriegers von seiner Gattin auf dem Hochrelief in Berlin, desgleichen der Abschied des jungen Hopliten Prokles von Vater und Mutter in einem Nischenrelief des Nationalmuseums in Athen.

„Möchte doch auch ihre [der Griechen] Kunst am Kriegergrab imstande sein, die unsere mit ihrer schlichten Größe zu erfüllen. Ich denke hier vor allem an den idealen Sinn und die bürgerliche Anspruchslosigkeit, womit jene Grabsteine einzelner Krieger das Individuelle gern zurückstellen, um das Allgemeine, das Typische zu desto stärkerer Wirkung zu bringen, und an den hellen Optimismus, der die teuren Gefallenen fast nur im Lichte des Lebens und der Liebe oder im Glanze des sieghaften Kampfes fürs Vaterland verewigen mochte“ (S. 31).

Unter den ersten, die einen Wettbewerb für Kriegsgedenkezeichen veranstalteten, war die rührige Deutsche Gesellschaft für Christliche Kunst in München. Sie veröffentlichte das Ergebnis in dem auch als Sonderdruck erschienenen 7. Heft des XI. Jahrgangs (April 1915) der Zeitschrift „Die Christliche Kunst“ (München 1915, Gesellschaft für Christliche Kunst. M 1.60). In 100 Abbildungen finden wir hier fast ausnahmslos mustergültige Arbeiten vereinigt. Die Bedingungen des Preisausschreibens legten den Nachdruck auf das Religiöse. Gleich die erste Gedenktafel, ein Entwurf von W. S. Resch, „Betender Krieger vor dem Kreuzbilde“, überrascht durch die kernige, echt deutsche Form. Innige Frömmigkeit spricht aus dem Bilde von Franz Fuchs: Feldgraue Soldaten nahen sich, von den Kriegerpatronen geführt, der Himmelskönigin; der Jesusknaue setzt jedem Helden einen Kranz aufs Haupt. Daß in einem süddeutschen Wettbewerb Wegkapellen und Marteln besonders liebevoll und glücklich behandelt sind, braucht kaum gesagt zu werden.

Um die gleiche Zeit (April 1915) stellte die Kölner Vereinigung *Ars sacra* über 100 Entwürfe im Kölner Kunstgewerbemuseum aus; 31 derselben sind in einem Begleitheft abgebildet. Auch hier ist, dem Zwecke des Vereins entsprechend, das Religiöse betont: der Krieger, der zum Kreuz ausblickt, die schmerzhafteste Mutter, der Auferstandene mit der Siegesfahne. Unter den Glasgemälden verdient ein wichtiger St. Michael von Fr. X. Reuter Erwähnung. Einen ganz neuen Gedanken für das oft besprochene Ringmal gibt Hermann Neuhaus in den Sieben Schmerzen Mariä: um den Stamm eines alten Baumes zieht sich ein Ring von sieben reliefgeschmückten „Stationen“, die durch horizontale Steinbalken miteinander verbunden sind.

Noch eine zweite, reichhaltige Sammlung bietet das Rheinland als Ergebnis eines Wettbewerbs des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz (Mitteilungen des Vereins, 9. Jahrgang, Heft 1 [60 S. mit 37 Abbildungen] Düsseldorf 1915, L. Schwann. M 2.—). Durch die Bestimmung, bei den Entwürfen ländliche Gemeinden vor Augen zu haben, legte das Preisausschreiben von vornherein den Nachdruck auf schlichte, anspruchslose Form. 94 Entwurfsbearbeitungen mit 641 Blatt Zeichnungen lagen den Preisrichtern vor. Das Eisene Kreuz ist in vielen dieser Arbeiten mit Glück verwendet. Ein Entwurf „Steinmal unter den Linden“ von Ernst Bast zeigt, wie ein vierseitiger Sandsteinblock mit stumpfem, pyramidenförmigem Abschluß in der rechten Umgebung eine monumentale Wirkung hervorbringen kann. Mehrere gute Muster für Grentafeln in ländlichen Gemeinden fletuerte die Bauberatungsstelle des Landkreises Koblenz bei.

Der Verein für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen hatte schon im Jahre 1911 ein Heft mit Entwürfen zu Grabdenkmälern veröffentlicht, das sehr günstig aufgenommen wurde. Auf vielfaches Verlangen bietet er nun ein zweites Heft, das sich vornehmlich der Kunst am Kriegergrabe zuwendet (8° [64] Dresden 1915, Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen. M 1.—). Das Holzkreuz hat auch hier die ihm gebührende Stellung erhalten; Baurat Julius Graebner weiß mit geringem Aufwand von Mitteln eine reiche Fülle von Formen zu schaffen. Entwürfe von H. Hauswald, Anna Bessel und J. H. Sterzing verbinden in neuer, eigenartiger Weise das Steinmal mit dem Eisernen Kreuz. Fein und geschmackvoll gearbeitet ist eine von Marg. Kühn und Marg. Wendt entworfene Grabplatte mit reichem ornamentalen Blumen Schmuck. Die dem Hefte beigegebenen künstlerisch modellierten christlichen Symbole verdienen fleißige Verwendung.

Mit dem Norden wetteifert der Süden in der Ehrung seiner gefallenen Krieger. Das Ergebnis des Württembergischen Wettbewerbs, den vier Vereinigungen des Königreichs gemeinsam veranstalteten, liegt uns vor in einem umfangreichen Heft „Kriegergrabzeichen und Gedenktafeln“ (4° [6 S. und 32 Tafeln] Stuttgart 1915, Konrad Wittwer. M 3.80). Nicht Entwürfe zu Kriegerdenkmälern oder größeren Grabdenkmälern will es bieten — dazu schien die Zeit noch nicht gekommen —, sondern Grabzeichen für einfache Verhältnisse, daheim und in Feindesland, und Gedenktafeln für Kirchen, Rathäuser und Schulen. Die Lösungen sind schlicht und ansprechend. Die meisten zeigen neben der Kreuzform den aufrecht stehenden, mit Schwert, Eichenlaub oder Lorbeer geschmückten Stein oder die aufstrebende Rundsäule. Die Form des Eisernen Kreuzes ist auch bei Holztafeln mannigfach verwertet. Unter den Gedenktafeln fügt sich ein Entwurf von Fritz Müller, eine herzförmige, vom Eisernen Kreuz überragte Holztafel, trefflich in die umgebende Fachwerkwand.

Als eine Ergänzung des Württembergischen Wettbewerbs stellt sich das Kriegsheft des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern dar (4° [112] Stuttgart, Januar 1916, Wilh. Meyer-Zilschen. M 1.—). Eine Reihe tüchtiger Aufsätze aus der Feder von Fachleuten behandelt das ganze Gebiet nach allen Richtungen: Ehrenfriedhöfe, Erinnerungstafeln, Gedächtnishaine, Kriegsgeedenkbücher usw. Daneben finden wir eine anschauliche Schilderung der Kunsttätigkeit unserer Feldgrauen, ferner Berichte über Friedhofskunst im Felde, Krieg und Kunstgewerbe, Berufsbildung unserer Kriegsinvaliden, Spruchweisheit in der Kriegszeit u. a. Packend ist die Beschreibung eines Waldfriedhofes in den Argonnen und das Lebensbild des als Kriegsfreiwilliger gefallenen Gartenarchitekten Chr. Otto Berg-Schilling.

Ein Kriegergrabbuch ist auch das 2. Heft des Jahrgangs 1915 der „Badischen Heimat“, herausgegeben von Prof. M. Wingenroth (4° [10 S. und 33 Tafeln mit 60 Abbildungen] Karlsruhe i. B. 1915, G. Braun. M 2.—). Ein einleitender Aufsatz von Prof. Otto Vinde erstattet Bericht über den badischen Wettbewerb. Das einfache Kreuz aus Holz, Schmiedeeisen oder einheimischem Stein

hat den Ehrenplatz; daneben finden wir den reliefgeschmückten Grabstein, die Rundsäule mit dem Eisernen Kreuz, den Bildstock und die Gedenktafel. Weniger ansprechend erscheint uns die auf vier Kugeln ruhende abgestumpfte Pyramide, eine Form, die nicht mehr recht zu unserem Gemüte spricht.

Später als die meisten andern, dafür aber um so reicher und schöner erscheint eine Gabe des Bayerischen Kunstgewerbe-Vereins, München: „Soldatengräber, Kriegerdenkmäler, Erinnerungszeichen. Entwürfe und Vorschläge“ (gr. 4° [112] München 1916, R. Oldenbourg. Kart. M 3.60). Einer Anregung der Zivilverwaltung von Briey und Longwy folgend, haben angesehenen Architekten und Bildhauer Münchens zusammengewirkt, um eine Auswahl mustergültiger Entwürfe zustande zu bringen. Neben den gewohnten Formen finden wir ganz neue Gedanken. So das Anbringen von Gedenktafeln in Arbeitsräumen, Fabriken, Gewerbe- und Kunsthäusern. Sehr zum Volksgemüte spricht ein von Säulen gebildeter Ehrenhof, der sich an die Kirche anlehnt, eine Art Kreuzgang, an dessen Pfeilern Gedächtnistafeln mit den Namen der gefallenen Krieger angebracht sind (Entwurf H. Blöchner). Die „Gedentsäule für ein Dorf“ von Prof. Zul. Diez erreicht mit wenig Mitteln eine starke Wirkung. Ein eigenes Kapitel behandelt „Schrift und Denkmal“. Wohl das ergreifendste Friedhofsmal bietet Maler Bernhard Wenig: inmitten der gleichartigen Grabkreuze erhebt sich auf einer hohen Säule das Bild des Auferstandenen mit der Siegesfahne, der sich mit einladender Handbewegung zu den drunten Schlummernden niederbeugt. Schöner kann der Sieg und die frohe Jenseitshoffnung kaum ausgedrückt werden.

An die Seite der privaten Veranstaltungen ist auch die Behörde getreten, indem auf Anregung des Kultus- und des Kriegsministeriums mehrere Künstler einen Teil der ostpreussischen Kriegergrabstätten bereisten und die dort gesammelten Erfahrungen in einem mit vielen Skizzen ausgestatteten Hefte „Kriegergräber“ niederlegten. Zehn Zeitsätze sind an die Spitze gestellt. Eine Reihe von Beispielen, denen bestimmte örtliche Verhältnisse zugrunde liegen, erläutert die Anwendung der aufgestellten Grundsätze. Man muß der obersten Kriegsbehörde Dank wissen, daß sie dem Dilettantentum vorbeugend die Erhaltung und künstlerische Gestaltung unserer Heldengräber in so gute Hände gelegt hat. Ein zweites Heft „Anpflanzungen“, erschienen als Sonderdruck aus „Die Gartenkunst“, Februar 1916, bringt weitere beachtenswerte Zeitsätze für die Anlage von Begräbnisstätten im Kriegsgebiet.

Auch in Österreich hat man frühzeitig dem Kriegergrab seine Aufmerksamkeit zugewandt. Schon gegen Ende des Jahres 1914 verbanden sich das k. k. Gewerbeförderungsamt und die Kunstgewerbeschule des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien in der Absicht, gute Vorbilder zu schaffen und zu verbreiten. Das Ergebnis war ein stattlicher Band „Soldatengräber und Kriegsdenkmale“ (Wien 1915, Anton Schroll & Co.). Eine Besprechung des Buches siehe im vorliegenden Bande dieser Zeitschrift S. 79.

Geringer an Umfang, aber an künstlerischem Werte wohl höher stehend ist die Schrift „Steirische Kriegerdenkmale“, herausgegeben vom Verein

für Heimatschutz in Steiermark (4^o [104] Graz 1915, Kommissionsverlag Leuschner & Lubensky. Geh. M 3.—). In keinem Buche über Kriegerehrung ist das Wort „Heimatschutz“ so kräftig unterstrichen wie hier. „In den letzten Jahrzehnten hat man es . . . für schön gefunden, möglichst ‚erotische‘, d. h. ungewöhnliche, fremdartige Gebilde zur Gestaltung von Denkmälern zu verwenden, und man hat dabei sogar bis in die Kultur der alten Ägypter zurückgegriffen: Pyramiden und Obelisken oder zumindest einen riesigen Löwen hat man für unvermeidlich gehalten, wenn man ein recht wirksames Kriegsdenkmal ausführen wollte. . . . So schön die obeliskenförmige Siegessäule in München auch ist, deutsch oder bayrisch ist sie nicht. Sie ist und bleibt ägyptisch. In frühgermanischer, aber auch in mittelalterlicher Zeit hat man eine solche Abhängigkeit in deutschen Landen nicht gekannt. Die alten Hünengräber aus germanischer Vorzeit, ebenso wie die mittelalterlichen Rolande oder die schlichten alideutschen Rittergrabsteine und Totenschilder in oft recht abgelegenen Landkirchlein, sie alle gehören nur unserem Volke an, und nur aus seinem Geiste konnten sie entstehen“ (S. 5).

Diesen Grundfäden entsprechen die Entwürfe. Eine wichtige Rolle spielt darin das Holz, das sich weit inniger als der Stein dem Charakter der walddreichen Steiermark anpaßt. Entschieden und mit vollem Recht weist der Begleittext die Ansicht zurück, als ob das einfache Holzdenkmal minderwertig sei im Vergleich mit dem aus kostbarem Stoff hergestellten. „Das schlichte, aber gut angebrachte Holztäfelchen, das um wenige Kronen geschaffen wurde, wäre . . . in den Augen jedes wirklich Gebildeten viel, viel mehr wert als ein von einer unverständigen reichen Stadtgemeinde um viele Tausende von Kronen gekauftes proziges Kriegerdenkmal, das ohne Liebe schlecht ausgeführt und an einer unpassenden Stelle, etwa im ärgsten Straßengewühl, aufgestellt wäre, damit es nur ja gewiß jeder bewundern könnte“ (S. 77).

Ein Blick auf die schönen Bilder des Festes, besonders der altsteirischen Bildstöcke und Wegkapellen, zeigt, was echte Heimatschutz ist. Möchten auch im Deutschen Reiche recht viele Gemeinden von diesen Steiermärkern lernen, wie die Kunst zum Volke sprechen kann!

*

*

*

„So haben wir nun das einsame Kriegergrab vor dem Vergessenwerden bewahrt; wir haben die Sammelgräber und Soldatenfriedhöfe geschmückt und ihnen Denkmale gegeben, damit die Heiligkeit des Ortes der Nachwelt im Bewußtsein bleibe; wir haben auch die Kriegergräber auf heimischem Boden mit besonderer Liebe und Kunst aus der Masse der übrigen Gräber hervorgehoben, und wir haben dem Gedächtnis der fernen und verschollenen Toten Ehrenstätten errichtet in Städten und Wäldern, mit Erztafeln und Steinmalen. Sollte es damit der äußeren, augenfälligen Ehrung nicht genug sein? Besteht ein inneres zwingendes Bedürfnis nach noch mehr Ehrung in Stein und Erz? Besteht ein solches Bedürfnis vor allem jetzt, in diesem Augenblicke, da noch die Kanonen grollen, und wird es nachher bestehen, für die ersten Friedensjahre, wenn es gilt, die Wunden des Krieges auszuheilen? Auf diese Fragen

wird das deutsche Volk mit einem entschiedenen ‚Nein‘ antworten. Nein, wir brauchen jetzt keine weiteren Denkmäler, wir wollen nicht eine Neuaufgabe aller jener überflüssigen Steh-im-Wege, mit denen man nach 1870 die Straßen und Plätze Deutschlands beglückt hat, die so viel Geld kosteten und so gar keinen Daseinszweck erfüllen.“

Mit diesen Worten seines Kriegergrabbuches hat Prof. E. Högg Tausenden aus der Seele gesprochen. Unsere Truppen, einfache Soldaten wie Offiziere, haben ihren Mahnruf mit dem der Künstler in der Heimat vereint. Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen der Brief eines Offiziers: „Jetzt, wo Tausende draußen verbluten, gibt es also tatsächlich deutsche Städte, die glauben, das Andenken ihrer Helden durch Denkmäler ehren zu können, die meist an Geschmacklosigkeit nichts zu wünschen übriglassen? Wir danken für diese Ehrung. Es gibt nur eine würdige Form: weitgehende, dauernde Fürsorge für die Hinterbliebenen, die Waisen und Witwen. Dazu nehmt das Geld, das ihr für Denkmalschund verschwenden wollt, gebt es als Grundstock einer Stiftung, die ihr nicht früh genug errichten, nicht reichlich genug beschenken könnt; denn die Verlassenen werden unzählig und eure Schande wird ewig sein, wenn ihr sie darben laßt. Gebt Brot statt Steine! Und wenn ihr dann noch etwas tun wollt, schreibt die Namen unserer toten Kameraden auf schmucklose Tafeln in eurer Kirche. Auch darin äußere sich eure Vaterlandsliebe, daß ihr uns mit neuen Denkmälern verschont, und wenn selbst euer Bürgermeister dabei auf einen Orden verzichten mußte.“ (Bei Högg, Kriegergrab und Kriegerdenkmal 54 f.)

Will eine Gemeinde aber durchaus ein öffentliches, ragendes Gedenkzeichen: gibt es dann nicht noch andere Formen als kalte, nichtsagende Steinmale? Auf einen schönen Gedanken möge hier die Aufmerksamkeit gelenkt werden: die Erbauung einer Gedächtniskirche. Nicht die nur dem Prunk dienende, zu vielen andern schon vorhandenen überflüssig hinzugefügte meinen wir, nein, die bitter notwendige in einem Viertel der Großstadt, wo Tausende von Katholiken bislang des Gotteshauses entbehrten. Bayerns Bischöfe haben unter dem hohen Protektorate S. M. des Königs an alle Katholiken des Königreichs einen Aufruf gerichtet, worin sie zum Bau einer Kriegs-Gedächtniskirche in Nürnberg aufordern. Dem hohen Protektor zu Ehren soll sie den Namen „Ludwigskirche“ tragen. Ein großer, herrlicher Plan, der zugleich der ersten Forderung architektonischer Denkmalkunst in vollstem Maße gerecht wird, wonach ein Bauwerk „vom Leben selbst hervorgerufen sein, einen wirklichen Daseinszweck haben muß und nicht nur vom Erinnerungsgedanken getragen sein soll“ (Dr. Werner Lindner, Denkmäler für unsere Krieger, München 1915, 2).

Einen andern, von vielen freudig aufgenommenen Gedanken hat Gartenbaudirektor Willy Lange unter das Volk geworfen. In einem Aufruf „Heldeneichen und Friedensklinden“ (zuerst veröffentlicht in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“ vom 8. Dezember 1914) entwickelt er den Plan, jedem deutschen Krieger, der sein Leben fürs Vaterland gelassen, eine Eiche in der Heimat zu pflanzen. So sollten allerorten Heldenhaine entstehen, und in der Mitte

der Eichen sollte die Linde ihren Platz haben, der deutsche Gemeindebaum. Weiter ausgeführt und begründet liegt nun der Plan vor in einer mit Unterstützung des preussischen Ministeriums des Innern herausgegebenen Werbeschrift „Deutsche Heldenhaine“. Herausgegeben im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft für Deutschlands Heldenhaine von Willy Lange (gr. 8° [112] 1. bis 10. Tausend. Leipzig 1915, J. J. Weber. M 1.50).

„Aufrecht, zur Höhe gerichtet ist immer gewesen, was germanenhafte Art geschaffen.“ Zum Himmel strebten die Menhirs und Burgen auf Bergeshöhen; aufwärts wies im Gegensatz zu dem über dem Boden ruhenden Tempel des Griechen und der Basilika des romanischen Christen die ragende Stabkirche des Nordens und der stolze Hochturm deutscher Dome; zur Höhe drängten die Wallfahrtskapelle auf waldigem Gipfel und die Bismarcktürme der neuesten Zeit. Aber das älteste Mal, das lebendig aufwärts strebt, ist der Baum des Waldes, und für uns Deutsche das ehrwürdigste und bezeichnendste die Eiche. In ihr sieht der Verfasser die Idee des Deutschtums: die Einheit des Stammes aus vielen Wurzelsstämmen, die narbenreiche Rinde, den zähen Willen nach Licht, den Trost im Wettersturm. Unser jetziges Geschlecht hat der ragenden Eiche genug; aber ein Mal soll jeder Gefallene haben, und das soll die Eiche sein!

Weiter macht uns die Schrift bekannt mit dem Widerhall, den Langes Aufruf draußen und daheim gefunden hat. Wer die zahlreichen begeisterten Zustimmungen liest, wird sich in der Tat nicht verhehlen können, daß der Verfasser mit seinem Gedanken an etwas Tiefes im deutschen Gemüt gerührt hat. Briefe und Karten aus den Schützengräben mit den Unterschriften ganzer Kompagnien erklären: „Ein schöneres, würdigeres Denkmal für unsere gefallenen Kameraden gibt es nicht.“ Den Grund der freudigen Zustimmung verraten Sätze wie die folgenden: „Zu diesem Hain könnten dann die Hinterbliebenen wandeln, um stille Einklehr zu halten im Gedächtnis an die Toten, die ja meistens in fremder Erde ruhen.“ — „Dann könnte auch das ärmste Kind aus dem Volke mit Freude und Stolz zeigen: ‚Sieh, meines Vaters Baum! Er fiel auch fürs Vaterland.‘“ — „Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt, aber der Sachsenwald, der hält.“ Eine Zuschrift erinnert an das Gleichnis vom Weizenkorn und sieht im lebendigen Baum eine Mahnung, daß nicht der Tod das Letzte ist, sondern das Leben.

Eingehend beschäftigt sich das Buch Langes auch mit den Einwänden, an denen es nicht gefehlt hat. Auf garten- und forsttechnische Schwierigkeiten können wir hier nicht eingehen; das mögen Fachleute beurteilen. Aber einige Bedenken anderer Art mögen doch Raum finden. Wie die Abschnitte über „Wert der Heldenhaine für die Siedelungskultur“ und „Heldenhaine und Jugendpflege“ zeigen, hatte der Verfasser bei seinen Ausführungen in erster Linie die Großstadt vor Augen. Diesem rauchüberdeckten Gewirr von Häusern und Fabriken „Lungen“ zu geben, ist ja ein Ziel, das schon jahrzehntelang unsern Stadtbaumeistern vor-schwebt. Auch der Heldenhain soll sein Teil zur Lösung dieser Aufgabe beitragen. Man darf aber wohl die Frage stellen: Besteht dieses Bedürfnis nach „mehr

Natur" auch auf dem Lande? Hat man dort nicht Luft und Licht und grüne Pflanzungen in Hülle? Gerade weil all dies dem Dorfbewohner etwas Alltäglichen ist, drängt es ihn durchaus nicht, in freien Stunden zu einem Hain hinauszupilgern. Man vergleiche die auf praktischer Erfahrung ruhenden Bemerkungen H. Hüttenrauchs (oben S. 141), die auch hier zutreffen.

Es möge ferner nicht vergessen werden, daß ein heute gepflanzter Eichenhain erst nach zwanzig und mehr Jahren anfängt, ein wirkliches Denkmal zu werden. Bis dahin bieten, so nüchtern das auch klingt, die in einem Abstand von je 20 m gepflanzten Bäumchen den Anblick einer Baumschule. Und das vollends dann, wenn es sich um Hunderte, vielleicht mehrere Tausend handelt. Lange gibt das zu und weist darauf hin, die Anlage gelte eben unsern Kindern und Kindeskindern. Aber es bleibt wahr: das jetzt lebende Geschlecht will eine Erinnerungsstätte haben. So spricht es sich ja in den Zuschriften aus: die Mutter, die Witwe des Toten wollen am Sonntag hinauswandern zu „ihrem“ Baum. Werden nicht die meisten von ihnen im Grabe ruhen, wenn der Heldenhain in seiner Schönheit erbleht?

Ein drittes Bedenken, auf das wir den Nachdruck legen möchten, wendet sich gegen die Bezeichnung „heiliger Hain“. An die heiligen Haine unserer germanischen Vorfahren knüpft lange seine Gedanken an. „Viele Zuschriften haben gesagt, wir könnten wieder solche heilige Haine haben, gleichsam Waldkirchen daraus schaffen, vor die Linde einen Altar stellen. Gewiß kann man das tun! — Aber wir wollen alles Dogmatische nicht betonen. Wie man in jedem Saale tanzen und ein andermal religiöse Feiern abhalten kann, so soll man auch den großen Gemeinde-Versammlungsaal im Freien . . nicht nach irgend einer Richtung einer Zweckbestimmung unterwerfen. — Im Frühling kann das Auferstehungsfest mit allen kirchlichen Weihemitteln hier gefeiert werden und im Herbst das Erntedankfest nach seiner ersten Kirchenfeier hier seinen jubelnden Abschluß finden . . ." (S. 7).

Diese Auffassung kann unmöglich die Zustimmung des katholischen Volksteils finden, wenigstens da, wo Katholiken und Nichtkatholiken in einer Gemeinde zusammenwohnen. Nicht als ob die katholische Kirche an und für sich eine Scheu vor dem Gottesdienste in der freien Natur hätte. Trägt sie doch ihr Allerheiligstes am Fronleichnamsfeste im Triumphe durch Felder und Wiesen und schlägt unter dem blauen Himmel ihre Altäre auf. Und wie erhebend gestaltete sich bei eucharistischen Kongressen die Feier des heiligen Opfers und die Spendung der Kommunion unter dem Laubdach der Bäume! Ja, wäre unser Vaterland einig im Glauben, dann möchte es wohl ein herrliches Schauspiel sein, alljährlich beim Friedensfest draußen im Wald etwa zwischen zwei Kanonen wieder den Feldaltar aufzuschlagen, und bebenden Herzens würden die Kämpfer von Anno 1914/16 der Stunde gedenken, wo sie im Karpathen- oder Argonnenwald ihre Andacht hielten. Wir sehen auch nicht ein, warum in rein katholischen Gegenden eine solche Waldfeier nicht angängig wäre, wie wir ja auch am Allerseelentag unserer Toten auf den Kirchhöfen in gemeinsamer Feier gedenken. Aber

das deutsche Volk als Ganzes ist nun einmal durch Gottes Zulassung nicht mehr in der glücklichen Lage, sich eines Glaubens zu wissen. Und darum kann die Mitwirkung aller Deutschen bei der Schaffung der Heldenhaine über das ganze Vaterland hin nur auf vaterländischer Grundlage gedacht werden. In der Einheit des vaterländischen Sinnes haben sich alle Deutschen wunderbar zusammengefunden; auf dieser Grundlage und auf ihr allein werden sie sich auch in Zukunft zu gemeinsamer Festfeier versammeln können.

Im übrigen soll man keinen Gedanken zu Tode reiten. Auch nicht den des überall neu zu pflanzenden Eichenhaines. Eines schickt sich nicht für alle, und allzu straffe Durchführung einer sonst schönen Idee führt zur Einerleiheit und zum Überdruß. Gott gab den deutschen Stämmen ein verschiedenes Gesicht und verschiedene Anlage und Sitte; möge auch die Heldengedenkstätte nicht überall die gleiche Uniform tragen! Nur eine Forderung wird überall, für jedes Denkmal zu gelten haben: Fühlung mit dem Volksleben und Volksempfinden! Nicht in der Wucht der Stoffmassen, nicht in der Kostbarkeit und dem Geldaufwand, ja letztlich nicht einmal im Kunstwert liegt das Geheimnis des echten Denkmals, sondern im Anknüpfen an das innerste Bedürfnis und Sehnen unseres Volkes, in der lebendigen Beziehung auf das Heiligste, was im Menschen lebt. Im Gotteshaus, auf dem Gottesacker, in Feldkreuz und Bildstock haben uns unsere gläubigen Vorfahren den Weg zu solcher Volkskunst gewiesen.

Wilhelm Leblanc S. J.